

Die Nische lebt

Das Hinterhoftheater "Eigenreich" öffnet sich ein wenig

Doris Meierhenrich

Wüst sieht es in dem zweiten Hinterhof des alten Fabrikgeländes schon aus. Pfützen haben sich zwischen Stein- und Sandhaufen angesammelt, Dunkelheit blinzelt aus bröckelnden Fenstern. Die verkommen-schöne Sachlichkeit der 20er-Jahre-Architektur wirkt so melancholisch, wie der junge Apfelbaum, den jemand als Überlebenszeichen gepflanzt hat. "The Waste Land" (das öde Land), leuchtet ein Schriftzug am Eingang über der alten Laderampe und jeder, der sich nähert, wird lächeln über die doppelsinnige Passgenauigkeit zwischen dem Gedichttitel von einst und seiner Umgebung heute. Es scheint, als hätten die scheuen, ironiefeinen Fabrikbewohner, die allabendlich unter dem Schriftzug ein und aus huschen, dieser Ecke ihren ureigenen Namen verliehen. Doch die echte Ödnis liegt wenige Schritte zurück: Ein bonbongrün verputztes Vorderhaus, luxussaniert, neonlichtbestrahlt und weitgehend leer stehend, ist zu durchqueren, bevor man im rissigen Hof wieder zu atmen lernt.

"The Waste Land" heißt die neueste Produktion des kleinen Theaters, das in dem ehemaligen Tabakspeicher sein Versteck gefunden hat. Ernst Ludwig Freud, Sohn des Psychoanalytikers, hat es einst erbaut. Ende September eröffnete das "Eigenreich" mit T. S. Eliots versponnenem, epochalem Langgedicht "The Waste Land" seine vierte Saison. Man darf den Mut zu dieser Textwahl programmatisch nehmen für das eigenwillige Künstlerrevier, das sich 2005 hier als Verein gründete und seither keiner Entmietungsdrohung oder Finanzkrise wich. Die über 30 Eigenreichler, Künstler

aller Sparten, hatten auch nichts zu verliehen, außer ihren Traum. Einen Traum vom freien, künstlerischen Arbeiten.

Geld sollte nie eine Hauptrolle spielen darin, weshalb alles hier aus Eigenarbeit und Findungssinn besteht. Ein kleiner Foyerbarbetrieb und der Kartenverkauf stemmen die Miete. Und wenn man die beiden Regisseure und Mitbegründer Verena Drosner und Aureliusz Smigiel erzählen hört, wie sie ihr "Eigenreich" begreifen, als Ort für Theater, Ausstellungen, Musik, Filme und schlicht für Begegnungen, dann ahnt man, dass Romantik im Spiel ist. Sie betreiben kein formalistisches Innovationstheater, wollen die Künste nicht neu erfinden, sondern sie zusammenbringen.

Darin sind sie echte Eigenbrödler. Denn genauso wenig wie das nicht vorhandene Geld bisher interessierte, kümmerte sie die Öffentlichkeit. Alles, was nach Vermarktung klang, schien suspekt. Heute schreiben sie aus dieser kafkaesken Rückzugstaktik Newsletter, die selbst kleine Literaturstücke sind. Jenseits des Marktes, der Konventionen, des Publikumsgeschmacks, wo sich die Eigenreichler gern sähen, waren sie dennoch sicher nie. Und mit dieser Saison sind sie im Haifischbecken der Szene ankommen, denn "The Waste Land", ihre bisher größte Produktion, ist die erste, die öffentliche Gelder erhält.

Verschoben bleibt es dennoch. Denn Eliots enigmatische Verse auf die Bühne zu hieven, ist, gelinde gesagt, ein Abenteuer. Und da hinein, das merkt man

dem dichten, anspruchsvollen Abend an, stürzen sich alle Beteiligten. Der Komponist und Musiker Matthias Krieg lässt locker bluesige Jazzrhythmen laufen, ganz im Drive der krass modernisierten Eliot-Neuübersetzung von Norbert Hummelt, die soeben erschienen ist. Und der Bühnenbildner Florian Guist spannt zwei dynamisch verzogene Segel durch den Raum, die den schöngestaltigen Projektionen von Martin Eidenberger schwebenden Halt leihen: Farbmuster drehen sich darauf, Wasser plätschert darüber und Portraits zerfließen.

Der Wille zum Gesamtkunstwerk ist deutlich, doch die Einzelhandschriften verschmelzen nicht. Das traumartige Ausdrucksspiel der acht Figuren, das Regisseur Smigiel verantwortet, erinnert an das symbolschwangere Theater der Siebziger. Drei junge Sibyllen spiegeln sich in drei zerzausten Alten im Totenhemd, ein greiser Seher (Adolfo Assor) erscheint wie der Schatten eines

jungen Soldaten/Schriftstellers (Ilja Pletner). Trancehaft, verführerisch, verzweifelt wechseln sie alle zwischen Bücherberg und Totenpirtsche.

Eliots Gedicht handelt von zerfahrener Liebe und verlorenem Sinn, von Tippsen und Tarotkarten, Themsetöchtern und Teiresias. Es beschreibt die moderne Welt als mythisch-historisches Trümmerfeld und präsentiert die Dichtung als solches gleich mit: ironisch, trotzig, resignativ. Doch so heutig sein Titel scheint, so voraussetzungsreich ist seine literarische Vielstimmigkeit, die einer Brücke bedürfte in den Pluralismus unserer Tage.

Der Regisseur Smigiel sucht keine Brücke, er vertraut auf einen unmittelbaren Spiegeleffekt der Textfragmente und die emotionale Ausdruckskraft seiner Spieler. Oft schauen sie durch Papierröhren in die Ferne. Morsezeichen piepsen. Die Ferne bleibt.